

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 164.

Samstag, 17. Juli.

1915.

(6. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merz.

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen, als Frau Robertus eben voll Eifer die Einladungen zu der Verlobungsfeier schrieb, legte ihr Fanny das Haushaltungsbuch auf den Tisch und sagte mit düsterem Gesicht:

„Könnt' ich die gnädige Frau einen Augenblick allein sprechen!“

Frau Robertus schloß etwas ungeduldig die Tür.

„Was ist denn, Fanny?“

„Gnädig' Frau, — ich muß künden zum Ersten, und ich tät bitten, daß ich gleich im November fort darf!“

Der Schrecken, mit dem sich Ada in ihren Stuhl zurücksinken ließ, war wirklich keine Pose.

„Ja, um Gottes willen! — Wer hat Ihnen denn was getan? — Nach so langer Zeit. — Ich bin ja ganz fassungslos!“

„Wie hart mir's ist — das kann ich ja keinem Menschen sagen!“

„Aber warum denn? Wenn Sie gern da sind! Wer zwingt Sie denn, zu gehen?“

„Ach, gnädige Frau! Die Verwandte, die mich gestern besucht hat — das ist — unter uns g'sagt, meine Tochter. Sie wissen's ja, wie ich einmal ins Unglück kommen bin. Und weil ich nicht will, daß es der Anna auch geht wie mir, laß ich sie nicht in einen Dienst. Ich will sie bei mir haben. Mit Waschen und Bügeln bring' ich uns zwei schon durch. Sie muß auch fleißig arbeiten, und keinen Schritt darf sie mir allein fort. — Wenn ich denke, daß mir das Mädel verderbt werden könnt — Ich weiß nicht, was ich da tät. Ich glaub', ich müß' den Verstand verlieren!“

Auf dem sonst so ruhigen, leidenschaftslosen, wie aus Holz geschnittenen Gesicht war ein Ausdruck düsterer Entschlossenheit, unbeugsamen Ernstes.

Frau Robertus fühlte, daß gegen diesen festen Voratz nicht anzukämpfen war. Am liebsten hätte sie geteufelt vor Ärger. Aber ihre gänzliche Ratlosigkeit wollte sie der Untergebenen doch nicht zeigen.

„Ich spreche mit meinem Mann, Fanny! Gehen Sie jetzt nur! Es ist mir ein schwerer Schlag!“

Ganz geknickt, blaß und verstört saß sie vor ihrem Schreibtisch.

Seit fünfzehn Jahren hatte sie sich kaum um den Haushalt gekümmert.

Alles war der zuverlässigen Fanny überlassen geblieben. Sie ordnete das Spechzimmer, sie schrieb die Kunden auf, sie kochte rasch Tee, wenn der Doktor in einer kalten Winternacht gerufen worden war. Sie kaufte sparsam ein, kochte vorzüglich und machte die feinen Nachwerke für den Teetisch, die von den Gästen bewundert wurden. Sich selbst konnte Ada ja eingestehen, daß sie es nur Fanny verdankte, wenn sie als gute Hausfrau galt, daß sie selbst nicht das Geringste wußte und verstand und von einer weniger ehrlichen Person maßlos betrogen werden konnte.

Gänderingend stürzte die Mama in das Wohnzimmer. Bald wußten auch die Kinder — unter dem

Siegel der Verschwiegenheit — daß Fanny ging, warum sie gehen wollte.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Dr. Robertus, als er zu Tisch kam und seine Frau, wie vom Unglück gebeugt, ihm entgegenwankte. Er lächelte erleichtert, als er den Grund ihrer Fassungslosigkeit erfahren hatte.

„Heute scheint der Tag der Kündigungen“, sagte er. „Dr. Dornberg — sans comparaison natürlich — hat mir heute auch „die Lieb' auf'sagt“, wie es hier im Volksmund heißt. Er will die Stelle nicht, die ich ihm ausgewirkt hatte. Er begleitet einen reichen Mann auf dessen Nacht, der ihn brillant bezahlt. Er sieht sich verschiedene Sanatorien an und kann sich nicht für Hamburg binden! Eine ganz fieberhafte Unrast ist in den jungen Mann gefahren, der früher nur lernen, nur studieren wollte. Unbegreiflich!“

Elly war bei diesen Worten unwillkürlich errötet, und sie dankte es ihrer Mutter, daß diese das Gespräch rasch wieder auf Fanny zurückrief.

Frau Ada, die von einem Gedankengang, der sie einmal gefangen nahm, nicht los konnte, ärgerte sich, wenn dann von anderem die Rede war.

„Ach Gott, — du brauchst Dr. Dornberg doch nicht; du kannst ihn ruhig ziehen lassen; aber — was fange ich an ohne Köchin?“

„So behalte sie doch mit dem jungen Mädchen — das natürlich als ihre Nichte gelten muß, im Hause. Sie soll die Kleine anlernen. Vielleicht kann diese dann später die Jungfer ersetzen.“

Ada sprang mit einem Jubel auf, als hätte ihr Gatte den Stein der Weisen gefunden.

„Bapa!“ rief sie mit ihrem neckischen Überschwang. „Dafür muß ich dir einen Kuß geben! Das ist eine leuchtende Idee!“

Dr. Robertus mußte sich eine stürmische Umarmung gefallen lassen und wollte nach diesem Zwischenfall endlich mit Ruhe seine Suppe essen, als Bruno die Bemerkung hinwarf:

„Ich habe sie schon gesehen — die sogenannte Nichte! Sie ist ein netter Käser!“

Der Vater legte den Löffel wieder weg und sah den Sohn mit zornigem Gesicht an.

„Ich verbiete dir solche Äußerungen! In meinem Hause will ich keine von deinen Frechheiten! Das junge Mädchen steht unter meinem Schutz, wenn ich sie bei mir aufnehme! Merk' dir das ein für allemal.“

Dr. Robertus trat so selten streng auf, daß es bei den Kindern starken Eindruck machte, wenn er einmal einen heftigen Ton anschlug. Auch Bruno fürchtete den Vater und wagte keine Widerrede; er warf nur einen fletschenden Blick auf seine Mutter, als erwartete er von ihr, daß sie ihm zu Hilfe käme. Aber Mama Ada, die sonst ihren Liebling immer in Schutz nahm, schwieg dieses Mal. Sie war ausnahmsweise mit der eindringlichen Verwarnung ihres Gatten einverstanden. Bruno sollte es sich nur gesagt sein lassen und sich nicht um

die Kleine kummern! Janny hatte ja heute wirklich etwas von einer Löwin gehabt, die ihr Junges verteidigt. In diesem Punkt durfte sie nicht gereizt werden.

Die Angelegenheit war also geordnet, und Ada konnte sich ihren neuen Vergnügungsplänen hingeben.

Bei der Verlobung mußte ein Festspiel stattfinden, das stand fest, und sie wollte als irgendein hübsch angezogener Genius erscheinen. Und es gab Besuche zu machen, die Aussteuer mußte beschafft werden! Wenn man ohnedies den Bräutigam einlud, konnte man öfter am Abend Gäste zu sich bitten. Dann kam Weihnachten, der Karneval; Oly wollte natürlich tanzen! So war keine Gefahr, daß sie sich bis zur Hochzeit langweilte. Stille, leere Wochen, die sie nicht leiden mochte, würde es kaum mehr geben bis dahin.

So schwamm denn auch Felicitas weiter in dem bewegten Fahrwasser, in einem Schiffe mit flatternden Wimpeln, immer in Eile, immer gehebt von dem lebenslustigen Temperament der Mama, bis zu ihrem Trauungsstag.

Drei Jahre waren seitdem verflossen, drei Glücksjahre für Felicitas. Bis vor wenigen Wochen hatte das Schicksal sie freundlich und gütig angelächelt.

Wenn die lebhafteste junge Frau auch ihren Mann den „lieben Schweiger“ nannte, wenn sie ihn auch manchmal mit seiner „ledernen Verschlossenheit“ neckte, sie kam doch recht gut mit ihm aus. Die Rinde, die noch in ihrem Herzen geblieben war, füllte das kleine, süße Kind, das sie nach einem Jahr bekommen hatte. Nun besaß auch sie einen Beruf, nun gab es auch für sie Arbeit und Beschäftigung, und sie konnte ihre überquellende Zärtlichkeit, ihre spielerische kindische Scherzluft, für die ihr Mann nicht das rechte Verständnis hatte, an ihr kleines Mädchen verschwenden.

Und im Elternhause gab es ja Geselligkeit und Anregung übergenug. Freilich, Mama Ada war in den letzten Jahren so auffällig stirf geworden, daß die naive Jugendliebe ihr gar nicht mehr zu Gesicht stand und sie wohl oder übel ins ältere Fach übergehen mußte. Auch gaben jetzt Oly, die als Mädchen von heute sehr selbstsicher auftrat, und Bruno, der glücklich das Gymnasium hinter sich hatte und sich sehr fühlte als flotter Student, den Ton im Hause an. Aber die Mama wußte auch unter der Jugend ihren Platz zu behaupten. Sie trug die Gedichte vor, die ein Freund ihres Sohnes schrieb, sie ließ die Kompositionen eines anderen in ihrem Salon singen. Es wurde Theater gespielt zu wohlthätigen Zwecken und sie studierte die Rollen ein.

Der Gedanke, Großmutter zu werden, hatte sie erst sehr bedrückt. Doch als die Kleine erst einmal da war, besonders, als sie anfang, mit klaren Augen in die Welt zu blicken und nach ihr mit zärtlicher Vorliebe die Arme ausstreckte, gewann sie im Sturm ihr Herz. Nur sollte das Engelschen sie Ada, „Mama Ada“ nennen — nur ja nicht Großmutter! Das hatte sie sich ein für allemal verboten.

Feste, Beranügen, Lachen und winzige Sorgen, wie nur Glückskinder sie sich schaffen.

Und plötzlich ein düsterer Schatten, der sich herabsenkt — schreckensbange Nerven, ein angstvolles Erzittern! Wie aus dem Dunkel hatte eine grausame Hand herabgegriffen nach dem kleinen Liebling, ihn weggerissen aus den Armen der fassungslosen jungen Mutter!

Nählings hatte Felicitas das schwerste Leid getroffen. Das blühende Kind war in zwei Tagen einer Gehirnhautentzündung erlegen.

In einer Faschingsnacht, in der unaufhörlich die Wagen rollten und zuweilen das Zohlen ausgelassener Masken heraufdrang in das von langer Stille erfüllte Gemach, standen nach verzweifelten Stunden die armen Eltern vor einem machsbleichen, starren Gesichtchen, um das sich in rührender Armut die blonden Locken ringelten.

Felicitas hatte nie den Tod erlebt. Sie wußte nur vom Hörensagen, was Jammern heißt. Nun brach das Furchtbare über sie herein, als erste bittere Lebenserfahrung, brach herein über eine wehrlose Seele, die es nicht fassen, nicht glauben wollte, daß solche Schmerzen ertragen werden müssen.

Sie vergrub sich in ihr Zimmer. Sie mochte niemand um sich sehen. Sie haßte die Menschen, die ihr Trost spenden wollten. Am unerträglichsten war ihr die Mama, die auch, wenn sie wirklich traurig war, eine gewisse theatralische Pose und Geste nicht lassen konnte. Tagelang kauerte sie vor dem verlassenem Bettchen, streichelte die kleine Puppe, die ihr Herzblättchen lieb gehabt, und starrte so wirr vor sich hin, daß Walter sich über ihren Gemütszustand ängstigte und ihren Vater um Hilfe anflehte. Er selbst, der so tief mit ihr litt, wußte sich keinen Rat. Sein Schmerz war stumm und still, von höherrichter Art. Die Resignation, die in seinem Wesen lag, konnte er keine so viel ungezügelter empfindende junge Frau nicht lehren.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Wo Eitelkeit und Brunnstucht anfängt, hört der innere Wert auf.

Nationalfest — 1914 und 1915.

Vor einigen Tagen hätte man in Frankreich das Nationalfest begehen sollen. Stünde nicht der Feind, wie schon seit zehn Monaten, knapp 100 Kilometer vor den Toren von Paris, würde vergangenen Sonntagabend bei Lampenschein der Tanz auf allen Gassen begonnen haben — diesmal ist das Tanzen in der Republik polizeilich verboten worden.

Vor Jahresfrist brannte Bluthige auf das Volksbergmügel nieder; der 14. Juli wurde mit Strömen von Abstin und Rotwein begossen; nie gab es mehr Musikkapellen vor den Wirtschaften, nie mehr im Freien durchmachende Paare, auch nie mehr Betrunkene und Arrestationen. Als die wirkliche Bastille gestürzt wurde, mag das Gedränge und der Trubel nicht größer gewesen sein, wie in der Sommerglut dieses Jahres 1914 auf Montmartre und ums Pantheon im Quartier latin.

Gewitterschwüle. Man stand unter dem Zeichen des Meuchelmordes von Serajewo. Etwas wie Ahnen ging auch durchs leichtsinnige Frankreich, daß aus Europas Wetterrede, vom Balkan, die furchtbare Kriegsgefahr heranzöge. Im Senat verschob eine unerwartete Befragung der Minister die Ferien der Volksvertretung und die Abreise des Präbidenten gen Petersburg; Humbert schrie's hinaus, daß es an schweren Kanonen, Munition und Stiefeln fehle. Mit Mühe befängte man die Unruhe der empörten Clemenceaus und anderer Tiger. Der Caillaux-Mordskandal stand vor der Tür des Justizpalastes. Die Börse zog ihre schönsten Papiere halbmaß, bewarf den ungarischen Waisenspekulanten Rosenberg mit faulen Eiern, veranstaltete ein Autodasé mit dem „Paris-Midi“, der Kriegsnachrichten erlog.

Eine gewisse bonapartistische Ede triumphierte bereits laut, wußte aus Rußland, daß es diesmal zur Revanche kommen würde. Niemand wehrte ihrer herausfordernden Sprache. „Autorité“ übernahm es, „an Stelle einer faulen Regierung“ Geiseln auszusuchen für den in Leipzig verurteilten und ausgekniffenen Märtyrerdämoner Hansi-Walz, befreite die „Ausweisung“ deutscher Zeitungsvertreter. An diesem 14. Juli ritz man sich auf den Boulevards um die Extrablätter; die gutherzige Menge freute sich über das kleine Blutbad, das die Patrioten unter den fremden Journalisten anrichten versprochen, und über all die Duellforderungen... Bald mußten wirklich alle Deutschen über die Grenze oder in die Sammellager, nachdem sie noch Poincaré in Eile aus Skandinavien zurückkehren sahen — der Rothfänger wollte die Gelegenheit nicht versäumen, zu schüren, Georg von Althoff zur Pflicht zu rufen, weil man doch nicht immer nachgeben könne. Heißen Dank schuldet ihm die Republik!

14. Juli 1915! Keine Walzer und Polkas; keine Marzschälle und Schaubuden; nur, damit sie nicht verhungern, für die „forains“, die Jahrmärkte, die Erlaubnis, Waffelbuden und Spielzeugverkaufsstände aufzuschlagen. Schießbuden auch, in denen auf abgebildete „Boches“ geknallt werden kann. Das andere übliche Feuerwerk und Böllerschüsse unterblieben. Die Pariser mögen auf das dumpfe Grollen lauschen, das aus Gossions von deutscher Heubühnen Schall der Wind herüberträgt. Keine Revue in Longchamp oder Vincennes. Nur eine Fete im Panthéon, wo umweit Jolas, des Autors von „La Débarde“, die Mähe Rouget de l'Isles beige-seht werden soll, weil er die „Marseillaise“ aus pfälzischen Kantatenklängen, die er noch gut im Ohr hatte, genial-revolutionär nachzuempfinden wußte. -cl-

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Unlichtige Feuerleitung eines Jähnruchs. Am 28. November waren zwei Geschütze der 2. Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 35 (1. westpr.) unter Jähnruch Nordmann (aus Magdeburg) der Infanterie zugeteilt. In der Frühe piffen plötzlich von hinten Infanteriegeschosse über die Geschütze hinweg. Jähnruch Nordmann eilte in dieser Richtung vor, um Näheres festzustellen, wobei er einen Streifschuß am Oberschenkel erhielt. Sofort ließ er das vierte Geschütz umdrehen, aber schon dringen einzelne Gegner in das Geschütz, bei welchem das Geschütz aufgestellt war, ein. Ein mit erhobenem Säbel vorstürzender Offizier wird vom Geschützführer Unteroffizier Egitz (aus Kambin, Nr. Stolp) unschädlich gemacht. Trotz des Handgemenges, das auf dem Hof mit den eindringenden Feinden stattfindet, schleppen die Kanoniere die Munitionslörbe von der anderen Seite des Geschüts heran. Ein Kanonier fällt, zwei weitere und der Geschützführer werden verwundet. Jähnruch Nordmann selbst wird von drei weiteren Kugeln getroffen. Das Feuer wird trotzdem fortgesetzt, gute Wirkung bringt: den Ansturm ins Stoden. Die Gegner suchen in einem Geschütz Deckung und eröffnen von dort das Feuer. Jähnruch Nordmann läßt das Geschütz unter Feuer nehmen, so daß der Feind es bald räumen muß. Nicht besser geht es ihm mit dem nächsten Geschütz, in dem er Deckung sucht. Nun kommt er außerdem, aus dem Rücken der Stellung herausgebrängt, in das Feuer aus dem Schützengraben. Der Angriff ist dank der unlichtigen Feuerleitung durch den Jähnruch Nordmann abgeschlagen.

Die Schulen im Keller. In Reims, dessen Stadtgebiet schwer unter den Schrecken des Krieges leidet, sind nun auch die Schulen unter die Erde gestülkt. Da die größte Anzahl der Schulgebäude den Geschossen oder den Flammen zum Opfer fiel, wird der Unterricht in Kellergewölben fortgesetzt. Im „Eclaircur de Brest“ sind einige interessante Angaben über diesen „unterirdischen Unterricht“ zu finden. Die Schulen, die ja im wahrsten Sinne des Wortes Kriegsanstalten sind, wurden mit den Namen bekannter Heerführer getauft. So gibt es in Reims eine Joffre-Schule mit den Klassen Koch, Sarraill und Albert I., eine Dubail-, eine Maunourch- und eine Baribaldi-Schule. Der Weg zu diesen Schulen, der zu Fuß zurückgelegt werden muß, ist nicht immer gefahrlos. . . . Von 715 Schülern in Reims sind 498 Böglinge dieser Kellerschulen.

Italienische Fälschungen über Tirol. Eins der wenigen „Kulturzeichen“ auf Seiten unserer Feinde ist heute, daß sie ihre nackte Macht- und Völkergier mit schönen Worten und allerhand wissenschaftlichem Wesen vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen suchen. Das Bedenkliche dabei ist nur, daß das Ganze auf literarische und kartographische Fälscherkunststücke hinausläuft. Italien ist ersichtlich bemüht, einen Alpord darin aufzustellen. Die „unerlösten“ Völkchen an der Alpen- und Jänzjogrenze wollen bekanntlich von den „Befreibern“ so wenig wissen, daß diese sich sogar in den schwunghollen Cadorna-Berichten darüber verwundern. Es gilt nun, diese so unaufgeklärten Leute in Tirol, Kärnten, Görz und dem ganzen Küstenland zu überzeugen, daß sie im Grunde seit Jahrhunderten längst italienisch sind, und dazu sind nicht nur gefälschte ethnographische Karten gut, sondern auch allerhand kleine „historische“ Erinnerungen, die grüntweißrot gefärbt werden und sich damit ebenso bei den arglosen Alpleuten ein-

schmeicheln wie die Welt von dem guten Recht der italienischen „Aspirationen“ überzeugen sollen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür bringt das neueste Heft der „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs“. Jüngst ein mit mancher Gelehrsamkeit beschwerter Landsmann des sehr schon erholungsbedürftigen d'Annunzio namens Sebastiano Valentini hat in einem italienischen „Archivio“ mit sehr laugem Titel eine Studie über „La scuola italiana a Sterzen nel secolo XVI.“ veröffentlicht, also über die italienische Schule zu Sterzing im 16. Jahrhundert. Er hat nämlich in Rathausakten und Rechnungen (wahrscheinlich aber ist alles aus zweiter Hand zitiert . . .) unter anderem im guten deutschen Tirolerstädtchen Sterzing 1571 „Wältsches Volk“ erwähnt gefunden, und 1576 einen „Lateinischen Schulmeister“, als er mit seinen schneller Knaben und anderen Personen ein Spiel auf dem Rathaus gehalten . . . und konstruiert daraus — da er sich „offenbar nicht denken kann, wozu in früheren Zeiten Deutsche die lateinische Sprache hätten lernen sollen“ — als Hintergrund für die lateinische Schule eine „romantische“, d. h. bei ihm italienische Bevölkerung, wobei denn zugleich das spielende „Wältsche Volk“ als ebenfalls angelegene Bevölkerung erscheint. Über diese lektäre Geschichtsfälschung braucht treiter nichts gesagt zu werden, denn aus den benutzten Akten ergibt sich klar, daß es sich um wandernde Spielsleute handelt, die als „fahrendes Volk“ damals und später noch ganz Europa durchzogen. Für die lateinische Schule aber weisen die (von Valentini einfach unterdrückten) Akten ihren deutschen Charakter einwandfrei nach. Es ist auch von allgemeinem Interesse, daß in diesem abgeschiedenen Tiroler Städtchen Sterzing 1577 ein Schulmeister mit dem gut deutschen Namen Paul Storch nach den bischöflich Wägenener Visitationsakten „docet latinas et germanicas litteras“ und sein Nachfolger von 1602 ebenfalls „legere et scribere latine et germanice“, lateinisch und deutsch lesen und schreiben“ lehrt. Der aus seiner Selbstbiographie bekannte Lukas Weiskaffer hat diese Sterzinger Lateinschule um 1560 besucht — sie hatte mit italienischem Wesen und einer gar nicht vorhandenen italienischen Bevölkerung nicht das geringste zu tun und führt in Wahrheit auf das Institut der Pfarrschulen zurück, die in Tirol seit alterher blühten. Nicht nur in den Städten; es weist ein interessantes Stoffsätz auf die Verbreitung deutscher Kultur in diesen Alpenwinkeln, daß in solchen Schulen auch die Bauernjugend lateinisch und deutsch, zum mindesten aber letzteres, lernte, denn sie finden sich auch in größeren Dörfern und Flecken, wie St. Lorenzen, Niederdorf, Toblach, Innichen, Imst, Martell, Rattenberg u. a. Herr Sebastiano Valentini hat sich also, kurz zusammengefaßt, einer Geschichtsfälschung schuldig gemacht, um italienische Propaganda für gut deutsche Landschaften zu machen.

Die Wiederkehr des Pariser Hörnchens. Die Pariser haben das Ziel langwährender Bemühungen erreicht: das Hörnchen, das der Krieg so unerhittlich aus den Bäderläden verbannte, ist wiedergekehrt. Es war ein freudiges Wiedersehen. Seit 11 Monaten verlangten die Pariser einstimmig unter Weltendmachung aller Rechte des freien Gewerbes und auch des Wagens seine Rückkehr, und siehe da, dieser immerhin in aller Bescheidenheit geäußerte Wunsch ist nun erfüllt worden; es bildet von neuem eine lockende Zierde der Bäderei auslagen in Paris. Freilich war sein Verschwinden keine allzu harte Entbehrung, denn die meisten Pariser Bäder hatten die Verordnung geschickt zu umgehen gewußt, indem sie ein Gebäd herstellten, das eine andere Form hatte, aber an Wohlgeschmack dem verbannten Hörnchen nicht nachstand. Immerhin wurde vielleicht manches forrekte Gemüt durch den Gedanken an diese Gesetzesbiegung beunruhigt, und das Vergehen des Hörnchens unter den billigen den Bildern der Obrigkeit erhöht: entschieden den Genuß. Nur eine Schattenseite gibt es dabei. Nicht alle Pariser Bäder scheinen über die Aufhebung des Hörnchenbades verbotes orientiert zu sein, und so kann es geschehen, daß man in einer Bäderei noch ganz warme knusperige Hörnchen erstein, und in der nur wenige Schritte entfernten erfährt, daß auf das Baden der Hörnchen immer noch eine Strafe von 1 bis 5 Franken steht. Hoffentlich, so schreibt der „Gaulois“, wird auch diese letzte Unklarheit noch verschwinden, damit die Pariser ruhigen Herzens und ohne den geringsten Zweifel an der Aufhebung des Verbots sich ihre widereroberten Hörnchen gut schmecken lassen und sich des erriungenen gastronomischen Erfolges ungehindert erfreuen können.

Neues vom Büchermarkt.

Romane, Romane.

* „Die Fahrt ins Himmelreich.“ Ein Künstlerroman aus Holland von Alfred Georg Sartmann. (J. G. Gottsche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.) Ein Münchener Maler zieht mit seinen Schülern und Schülerinnen hinaus, um Rembrandts Wunderwelt in ihrer Heimat mit ihnen zu schauen, er durchlebt eine Liebe von garter Innigkeit, die eine brutale Katastrophe endet. In 66 Tagebuchblättern erleben wir dies alles mit, zunächst allerlei Nachdenkliches, von Schopenhauerischen Reflexionen Angeregtes über Welt und Leben, dann die ganze Eigenart der niederdeutschen Landschaft in Skizzen, wie sie ein künstlerisch geschautes Auge in sich aufnimmt, die Herrlichkeiten der bildenden Kunst in den Museen, und dazwischen immer stärker anknirschend das Emporwachen jener berausenden Stimmung des Epilogs. All diesen Einzelbildern ist durch die Form der Aufzeichnung die volle Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit des Erlebens gewahrt. In ihr liegt der eigentliche Reiz des Buches, man fühlt so, daß nicht schriftstellerische Kultur es entziehen ließ, sondern innere Notwendigkeit.

* Von „Fürschners Bücherstab“ (Verlag Hermann Sillner, Berlin-Leipzig) erscheint jede Woche ein Bändchen. Unsere besten Autoren sind in der Sammlung vertreten mit guten Arbeiten. Eines der letzten Bändchen enthält einen hübschen Roman „Die Goldfischer“ von Edela Küst, der bekannten und beliebten Romanschriftstellerin. Das Format der Bändchen ist so handlich, ihr Inhalt so gebiegen, daß sie sich vorzüglich als Liebesgaben-Sendung ins Feld eignen.

Kriegsliteratur.

* „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Roman aus dem großen Krieg von Kurt Matull. (Dr. Sally Hahn, Leipzig.) Mit allerlei Spannungen und wunderbaren Heldentaten vollgespickt, wie beliebte Detektiv- und Abenteuerromane sie aufweisen, wird dieser Roman sich wohl die Gunst weiterer Kreise, besonders in Österreich, erwerben. Auf künstlerische Würdigung macht er keinen Anspruch.

* „Im polnischen Winterfeldzug“ von Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.) Der Verfasser erlebte den polnischen Winterfeldzug als Kriegsberichterstatter der „Fr. Btg.“ bei der 9. Armee mit und gibt nun in Buchform seine Ergebnisse heraus. Zahlreiche eigene Aufnahmen beleben den von viel Verhängnis für Land und Leute und vor allem für die stillen Heldentaten unserer Feldgrauen zeugenden Text.

* „Das Hindenburgbuch.“ Der Kriegsanekdoten und Erllebnisse zweiter Band. Herausgegeben von M. J. Schönhals. (Georg Müller, München.) Aller Augen richten sich in den letzten Monaten auf die Taten des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und seiner tapferen Truppen im Osten und es ist jedermanns Wunsch, aus dem Leben dieses populärsten Heerführers Näheres zu erfahren. Jeder, auch der kleinste Zug aus dem Leben dieses Volkshelden ist geeignet, in breiteren Kreisen ganz besonderer Beachtung zu begegnen. Hier bietet nun die vorliegende Sammlung von Anekdoten und Erllebnissen eine willkommene Gabe.

* „Der Völkerring im Wilde.“ Kupferdrucke nach Originalen erster Meister. (Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft Ltd. u. Co.) Heft 9 u. Heft 10. Mit diesen beiden Heften ist nun die zweite Mappe dieses Verlagsunternehmens vollständig geworden. Es ist sehr interessant zu sehen, wie sich unsere Künstler nach langer Friedenszeit zu den Schrecknissen des Krieges stellen. Der Krieg liegt uns aber zeitlich noch zu nahe, um große künstlerische Taten erwarten zu können. Zumal die Darstellungen der Seeschlachten tranken daran, daß sie, um das Ereignis überhaupt darstellen zu können, die Schlachtfelder viel zu nahe aneinander rücken. Die heutigen Schlachtfelder zu Wasser und zu Lande sind kaum auf dem Papier festzuhalten, da die Tragweite der modernen Waffen das Schlachtfeld als leere Ode erscheinen läßt. Nur Reiter- und Kavallerie-Angriffe, Patrouillen-gefechte und Bajonettkämpfe atmen allenfalls heutzutage noch die kriegerische Romantik früherer Zeiten.

Musikgeschichte, Musik.

* Richard Wagner: „Sämtliche Schriften und Dichtungen.“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Wagner ist frei — und so ließ sich denken, daß es bald an allerlei Ausgaben seiner musikalischen und literarischen Werke nicht fehlen würde. Was die letzteren betrifft, so hatte ich schon immerget an dieser Stelle auf die „Gesammelten Schriften R. Wagners“, herausgegeben von Julius Rapp, aufmerksam gemacht: diese Vollausgabe erfreute hauptsächlich auch durch die vorzüglichen „Einführungen“ und die für das nähere Verständnis mancher Abschnitte fast unerlässlichen „Er-

läuterungen“ des Herausgebers, und nicht zum wenigsten auch durch die mitgeteilten, oft recht auffälligen Varianten zwischen der Originalfassung und der später von Wagner vorgenommenen Ausgabe. Auf alle solche kritischen Hinweise des Herausgebers verzichtet die nun vorliegende Breitkopf u. Härtelsche Volksausgabe: sie hält sich überall an die Textfassung letzter Hand, und will vor allem ein vollständiges Bild von Wagners literarischem Schaffen darbieten. Es sind hier also nicht „gesammelte“ Schriften, sondern eben „sämtliche“ Schriften Wagners vereinigt. Die ersten 10 Bände entsprechen genau der von Wagner 1871 selbst besorgten Ausgabe. Man findet die Textdichtungen der Opern und Musikdramen; die nobellistischen Berichte aus der Pariser Zeit; die revolutionären Schriften politischer und künstlerischer Art aus der Dresdener Revolutionszeit und der Schweizer Verbannungs-Periode; die Schriften polemischen Charakters (über „das Dirigieren“, die „Zensuren“, das „Pubertum“ usw.); dazu die ganze Fülle von Schriften, welche im Interesse Wagners verfaßt wurden. Band 11—12 (unter Redaktion von Dr. H. Sternfeld) enthalten in bunter Reihe: die dramatischen Werke aus der ersten Schaffensperiode Wagners, die unausgeführten dramatischen Projekte; die verschiedenartigen Entwürfe zu einigen der großen Meisterwerke; und poetische, philosophische, ästhetische und religiöse Essays — der letzte noch, von Wagner sozusagen in der Todesstunde geschrieben. Endlich folgt in Band 13—16 als etwas ganz Ungewöhnliches: die große Selbstbiographie „Mein Leben“, die — nach besonderer Vereinbarung mit dem ursprünglichen Verleger — hier zum ersten Mal zum Wiederabdruck gelangt. Wagners aus dieser überreichen Fülle von literarischen Arbeiten bietet heute vielleicht nicht mehr das volle aktuelle Interesse — trotz dem es von Wagner ist; aber das meiste bewahrt doch ungeminderte Anziehungskraft — schon weil es von Wagner ist. Kurz, die Breitkopf u. Härtelsche Volksausgabe von Wagners sämtlichen Schriften in 16 Bänden bei vorzüglicher Druckausstattung zu unglaublich billigem Preis — bedarf eigentlich keiner weiteren Empfehlung: sie spricht für sich selbst und bedeutet ein neues Ruhmestück in der Geschichte der altberühmten Leipziger Verlags-Firma.

Medizinisches.

* „Nervöse Leute“ von Eugen Löwenstein. (Kurt Wolff, Leipzig.) Der Verfasser dieses Buches wünscht sich einen jener Dilettanten nennen zu können, die nach Goethes Wort viel zum Vorteil der Wissenschaft beitragen; er ist weder Mediziner noch Psychologe, zweifellos aber von scharfer Beobachtungsgabe und ausgebreitetem Wissen. Freilich ist es sehr gewagt, Lausende von Einzelerfahrungen des menschlichen Willens- und Seelenlebens, die immer schon dagewesen sind, die nur in unserer Zeit der Kompliziertheit und Differenziertheit stärker als je sich äußern, einzig auf den Begriff der Nervosität zurückzuführen. So wird allmählich in dem großen Register von Beobachtungen, die das Buch aufzählt, jede menschliche Schwäche und Eitelkeit, vor allem das Streben sich herborzutun, Sensationen zu erregen, das auf dem nervösen Gefühl einer persönlichen Minderwertigkeit beruht, als nervös bezeichnet. Man fragt sich bisweilen, was dann überhaupt als gesund übrig bleibt. Aber alle diese Zusammenstellungen sind doch sehr lehrreich für die Erkenntnis des modernen Menschen mit all seiner Verwirrtheit, sie können zu ernsthaftem Nachdenken veranlassen und damit zur Befundung unserer Verhältnisse mitwirken. Kein Leser des geistreichen Buches wird ohne inneren Gewinn es aus der Hand legen.

Juristisches.

* „Taschenbuch des gewerblichen Rechts.“ (Karl Heymanns Verlag, Berlin W. 8.) Es ist dies eine amtliche Ausgabe einer Sammlung der den Geschäftskreis des kaiserlichen Patentamtes und den gewerblichen Rechtsschutz berührenden Gesetze und ergänzenden Anordnungen nebst Liste der Patentanwälte. Der Inhalt umfaßt in einzelnen Abschnitten: Patentwesen, Musterwesen, insbesondere Geschmacksmuster und Gebrauchsmuster, Warenzeichen, Schutz von Erfindungen usw. auf Ausstellungen, unlauterer Wettbewerb, Internationale Verträge, Patentanwaltschaft und Veröffentlichungen des Patentamtes.

Zeitschriftenchau.

* „Der Vortrupp“, Halbmonatsschrift für das Deutschland unserer Zeit. Herausgegeben von Dr. jur. Hermann R. Robert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Baasche, Berlin. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. H. Kraut, Hamburg. (Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.) Die Nummer 10 des 4. Jahrganges enthält u. a. folgende Aufsätze: Vom Wandergeist vor und nach dem Kriege von Wilhelm R. Richter; Rohrot von Dr. H. Bloed, Brot und Waffen von Melanie Ebhardt; Ein Feldpostbrief; Nach dem Kriege.